



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sondergelüste Deutschtirols.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Sondergelüste Deutschtirols.

Es ist doch eine eigenthümliche Sache um diese alpenhaften Leute, die am Fuß der rhätischen Granitblöcke hausen. Auch wenn man Vorarlberg hinzunimmt, zählen sie nur etwa 800,000 Köpfe, dessenungeachtet theilen sie sich in drei verschiedene einander schroff gegenüberstehende Gruppen. Die jenseits des Arlberges neigen zum deutschen Mutterlande hin, Industrie und Verkehr ließ trotz der österreichischen Absperrung immer noch so viele frische Luft herein, daß der altgermanische Sinn für Freiheit nicht ersticke und über das Streben seiner Nachbarn fleißig Buch hielt. Das Gegentheil davon muß man den Deutschtirolern nachsagen. Wie die Bürger der schweizerischen Urkantone, die auch um den Urstock der Gletscher wohnen, sind sie abgesagte Feinde jeder Neuerung, fest verrannt in mittelalterliche Begriffe, in Glaubenssachen fanatisch, Knechte der Pfaffen. Sonderbar genug denken ihre nächsten Anrainer, welche die wälsche Zunge sprechen, trotz derselben bigotten Erziehung liberal, sie hassen die Deutschen, weil sie darunter nur die Destreicher verstehen, die das intelligenteste Volk der Welt für nicht politisch mündiger hielten, als die Panduren und Zigeuner; der mit dem Bannfluch des Papstes belastete Victor Emanuel von Sardinien ist der König ihrer Herzen und ihr künftiger Befreier. Hört man die Redner des Tags, so haben wir es auf diesen etlichen Quadratmeilen deutscher Erde mit drei verschiedenen „historisch-politischen“ Nationalitäten zu thun, die Geschichte der Vorzeit scheint wie vergessen, näher betrachtet tragen die österreichischen Volkspädagogen die größte Schuld an diesem Familienzwiespalt. Despotie und Jesuitismus reichten seit 300 Jahren aus, um alle Völker und Stämme, alle Geister und Zungen des weiten Reiches in einen Kreis zu bannen, den die Schwarzkünstler selbst halb im Schlummer beherrschten. Nach manchem kurzen Intermezzo kam man immer auf die Hilfe derselben Zaubersformel zurück, die schon so oft Wunder gethan. Selbst der donnernde Weckruf des Jahres 1848 war nicht vermögend, die frommen Schläfer völlig zu ermuntern. Am Ende galt das Concordat, ein Sublimat der Retorte von 1565, nicht nur als das Symbol, sondern auch als der Nerv der Einheit des Kaiserstaates. Vorgeschnitten hatte es zwar schon dem Kaiser

Franz, allein er war zu sehr Hofrath, wie er von sich selbst sagte, zu sehr Bürokrat, um einen Doppelgänger in Tonsur und schwarzer Kappe neben sich zu dulden. Erst unter seines Nachfolgers zwiespältiger Staatsconferenz wuchs die Schmarogerpflanze recht ins Kraut. Im März 1848 wurde man selbst in den höchsten Kreisen constitutionell, und drang auf Concessionen und Reformen, wol in der Voraussicht, daß ihre schönsten Früchte der Reaction in den Schoos fallen müßten. Man war verschwenderisch im Geben, um wo möglich noch habgieriger im Nehmen zu sein. Da züngelte wie ein Blitz aus heiterer Bläue das Unglück des italienischen Krieges durch die von Stunde zu Stunde schwüler gewordene Luft, der Traum von der Allmacht und Unfehlbarkeit der Gewalt von Gottes Gnaden verschwand vor dem Siegesjubel eines „frehen Emporkömmings“, und als es allmählig graute über dem weiten Leichentuche, riß auch der Schleier der inneren Fäulniß. Doch selbst der Donner der Schlachten hatte vergebens gedräut, der Verlust von Land, Leuten und Geld wäre bald vergessen gewesen über den Spielen des Circus, dem Weihrauch der Besten und dem stillen Gebet frommer Aagurn, hätte die Ebbe im Schage nicht daran gemahnt, daß ohne Geld und Credit auch der absolute Staat am Ende seiner Auflösung entgegengeht. Neue Kräfte für Oestreichs Wiederbelebung waren, dafür hatte man Proben, nicht in der Wacht- und Kanzleistube noch im finstern Saale feudaler Stände, sondern im Volke zu finden. An der Donau, Elbe und Adria theilte diese Ueberzeugung Jedermann, nur im Lande Kanaan, an den Ufern des Inn's und der oberen Etsch, wo der Stamm Levi noch immer Feld und Haus rein bewahrt hatte vor den Unreinen und Abgötterern, hier allein war man noch anderer Meinung. Unwissenheit, Aberglaube, Verdummung, Knechtsinn mögen sich in anderen Theilen Oestreichs früher mehr eingenistet haben als in Tirol, allein mit Ausnahme dieses Hochlandes und Oberitaliens hatte sich doch ein Nest protestantischen Samens erhalten, und so sehr man auch seinen Keim unterdrückte, trat er doch oft und unabweislich als Gegensatz des Forschens zum gedankenlosen Glauben zu Tage. Die Bildung schritt in dem Maße fort, als die Jesuiten in Schule und Leben gegen das Eindringen nordischer Erkenntniß an Raum verloren; deutsche Wissenschaft verdankt eben der Reformation Ursprung und Gedeihen. Nur im pfälzischen Tirol und im damals nicht minder bigotten Belgien stießen Joseph des Zweiten Reformen auf einen Widerstand, der nahe bis zum Ausbruch der Revolution führte; hier war es, wo im Jahr 1809 der bayerischen Aufklärungsversuche halber die Stuzen und Dreschflegel erhoben wurden, die Pfaffen lenkten hinter den Coulißen den Aufbruch, dessen wüste Gluth in der Ferne für ein Morgenroth der Freiheit galt; im Jahre 1848 stellten sie sich so lange spröde, bis Erzherzog Johann sie seiner Gnade versicherte, im Frankfurter Parlament saßen sie wie die Ana-

Choretan der Wüste, und baten für Tirol nur noch um kurze Schonung der alten Sitte des ungeäuerten Brodes, in Wien und Kremser sorgten sie für einige „Krösus an Amendements“ wider gefährliche Neuerungen, daheim endlich im alten Ständesaal ließen sie durch ihre Satelliten die Grundablösung und Reichseinheit bekämpfen, wovon die erste den Tisch, die zweite den Heerbann der lieben Geistlichen zu beeinträchtigen schien. Dreizehn Jahre waren seither vorbeigeschlichen, fast schien es, als ob das Bach'sche Regiment einen Stachel in den Gemüthern zurückgelassen, der sich nun gegen seine Günstlinge zu kehren drohte, eigentlich waren es aber nur die Bürger der größeren Städte, die sich durch den Hohn der „freien“ Gemeinde, den Druck, der auf dem Aufschwung jedes männlichen Gedankens in Wort und Schrift lastete, die Gelderpressungen und das pflichtschuldige Rüffen der Ruthe verletzt fanden, sie allein verstanden zwischen den Zeilen der großen Zeitungen zu lesen, während die kleinen Schmutzblätter des Klerus, seine Pfennigpresse, in den Stuben des Bauern dem Concordat wöchentlich ein Hosanna sangen. Der Bauer verharrte meist auf dem alten Standpunkte, nur die Abneigung, das Mißtrauen, der Trotz gegen die „Herren“, worunter sie namentlich auch die Regierung verstanden, hatte zugenommen in Folge der erhöhten Steuern, Abgaben und Zwackereien der niedrigsten Art. Lieber hatten sie zwar seit der Grundablösung, wo der Eigennuz des Klerus seine schwache Seite bloßlegte, diesen nicht gewonnen, allein freier, selbständiger, strebsamer war der Besitzer durch die Entlastung seines Bodens auch nicht geworden. Er mußte diese Wohlthat zehnfach bezahlen, das Geld schwand in seiner Tasche, und in eben dem Maasse stiegen die Preise der Bedürfnisse; was blieb da dem armen Mann an der Pflugschar übrig, als der salbungsvolle Trost eines besseren Jenseits? An den Verlust der überirdischen Güter wissen die frommen Männer in Talar und Rutte immer geschickt anzuknüpfen. Der tirolische Bauer ist so gut belehrt über alle Qualen der Hölle und des Fegfeuers, daß die leiseste Gefahr ihnen anheim zu fallen elektrisch auf seine Nerven wirkt. Nach dem Schulunterricht, der sonntäglichen Christenlehre und den Predigten ist die Welt voll von bösen Menschen, die nur tückisch darauf lauern, ihm sein höchstes und einziges Gut, die ewige Seligkeit, zu entreißen; zu den ärgsten davon zählen die Protestanten, die weder an die Gottesmutter noch an Gott selbst glauben, ja im Grunde nur schlechte Heiden und Götzenanbeter sind. Durch dies Gespenst ist das Mittel gefunden, den gemeinen Mann in Tirol nach Belieben wann und gegen wen immer aufzuheizen, und seinen Zorn zu hellen Flammen zu steigern. Der Klerus hält es von Zeit zu Zeit für zweckdienlich, diese Kohlen anzublafen, wäre es auch nur darum, mißliebige Personen seine ungeschwächte Macht fühlen zu lassen. Ohne daß man es sich versteht, öffnet sich die Erde, und der alte Knabe läßt sich wieder Treue schwören vom neuen Geschlecht.

So regte ganz im Geiste der schon zur ewigen Ruhe eingegangenen Bolterer von ehemals, die ihre eigenen Landesfinder aus dem Zillerthale des drohenden Schisma halber verbannten, auch der vom Erzherzog-Statthalter im Sommer 1859 ernannte verstärkte ständische Ausschuß, bloß weil aus Laune oder Zufall ein paar Protestanten sich im Eislande angekauft, den gesetzlichen Schutz gegen die Ansäbignmachung des Protestanten als dringendstes Anliegen der Tiroler an. Der Erzherzog-Statthalter und die Camarilla in Wien unterstützten eine ebenso wohlfeile als alterprobte Gunstertheilung, und der Kaiser, der damals noch keinen gesetzgebenden Landtag einzurichten beschlossen hatte, erließ sofort am 7. September 1859 ein Rescript des Inhalts: „daß diese von allen Seiten reiflicher Erwägung bedürftige Frage seiner Zeit dem dortigen Landtage vorbehalten werde.“ Es war dies eben ein Hofbescheid, dergleichen der Hochselige Kaiser Franz der Erste unendlich viele und gerne ertheilte. Erwägen, berathen, bitten, alles dies war dem tiroler Landtag schon nach der ständischen Verfassung vom Jahre 1816 gestattet, die Beschlußfassung, Gewährung oder Versagung der allerunterthänigsten Suppliken blieb jederzeit der Gnade Sr. Majestät vorbehalten. Dessenohngeachtet lag darin ein Wink, daß man eine solche Bitte höchsten Orts nicht ungnädig aufnehmen werde. Als nun während der Verhandlungen des österreichischen Reichsrathes im Jahre 1860 die Wiederbelebung jener abgestorbenen historischen Institute immer wahrscheinlicher wurde, gab der Erzherzogstatthalter gerade im Augenblicke, als er zum Feste der Eisenbahneröffnung von Salzburg nach München, der symbolischen Feier deutscher Verbrüderung, abreiste, einem der verbissensten Ultramontanen am innsbrucker Gymnasium, dem Religionslehrer J. Greuter, den Auftrag in einer Denkschrift für den künftigen Landtag alle Gründe zusammenzustellen, die gegen die Ansäbignmachung der Protestanten in Tirol sprächen. Wer je daran gezweifelt, daß der Erzherzog, der gnädige Gönner und Freund des Fürstbischofs von Brigen, für den Klerus Partei nehme, wurde durch diesen sprechenden Beweis völlig beschämt.

Bei diesen krebstartigen Zeichen am östlichen Himmel erregte auch das Octoberdiplom in Tirol weder Hoffnung noch neue Furcht. Für erstere war man zu mißtrauisch, letztere ließ die Macht, die an den Thüren des Cabinets Wache hielt, trotz der versprochenen Mitwirkung der Landes- und Reichsvertretung an der Gesetzgebung und der neuerdings erwähnten Bürgerschaft freier Religionsübung bei keinem Jünger der alten Schule auftauchen. Der städtische Ausrufer befahl den Bürgern Innsbrucks am 24. October Abends ihre Häuser zu beleuchten, und pünktlicher Gehorsam war von je eine ihrer liebenswürdigsten Tugenden. Die Liedertafel brachte dem Erzherzog-Statthalter ein Ständchen, er hingegen rühmte im „tiroler Bothen“ die „allerhöchsten Gnadenacte“. Weniger apathisch ließ sich die Stadt am Inn beim Erscheinen des Landessta-

tutes an, das für Tirol fast noch mehr als für die drei nicht ungarischen Nachbarprovinzen „im Sinne ihrer früheren Verfassungen“ ausgedacht war. Außer der Intelligenz der höchsten Landesstellen, Jesuiten und vielen Geistlichen weilt dort mancher kluge und unabhängige Handelsmann, und die wissensdurftige Jugend, der die Zukunft Tirols gehört. Das Statut war bekanntlich aus der Redaction des k.k. Geheimrathes Clemens Grafen von Brandis, ehemaligen Gouverneurs von Tirol, hervorgegangen, in dessen Familie die Vorliebe für historische Alterthümer erblich ist. Der Erzherzog-Statthalter hatte ihn, der früher auf seinen Gütern in Steiermark fast in klösterlicher Abgeschlossenheit nur philosophischen Studien über den „christlichen Staat“ und seinen Freunden, den Jesuiten, lebte, herbeigerufen, um seine Meisterhand an das schwierige Werk der Restauration eines im Lauf der Zeiten vermoderten Pergaments zu legen, und als seine Gesellen, der Fürstbischof von Brixen und der Graf v. Wolfenstein, es probehaltig befunden, ward den Leuten, die sich Herausnahmen darüber anders zu denken, das „Befremden“ des Erzherzogs zu erkennen gegeben. Trotz des Stillschweigens, das der vorsichtige Statthalter schon im Voraus ein paar politisch verdächtigen Zeitungen auferlegt, ließ sich ein vielseitiger Unwille über das antiquirte Geschenk denn doch nicht ganz unterdrücken. Der gelungene Entwurf des frommen Staatsmanns war in der Werkstätte des Grafen Goluchowsky der regelrechten Form angepaßt, und zeichnete sich, ohne auf den Neid anderer Provinzen zu achten, durch strenges Festhalten am Rechte der Privilegirten aus. Nur vier Stände, Klerus, Adel, Städte und Bauern sollten in Tirol wie vor 500 Jahren eine Vertretung erhalten, damit, wie sich ein Wigblatt ausdrückte: „Biermal vierzehn Stimmen im harmonischen Verbande süß wie Sphärenklang ertönen.“

Einen Miston konnten höchstens die Städte durch ungeschickte Wahlen ahnen lassen, aber wer weiß nicht, daß ein solcher oft nur scheinbar, ja in der Hand eines Beethoven nur zur Steigerung der Wirkung dient. Das Landhaus ward also zur Feier der wiederkehrenden Nacht beleuchtet, die Häuser der Bürger aber blieben finster, selbst im Theater, wo das Bild des Kaisers hinter dem aufgerollten Vorhang erschien, und die östreichische Hymne ertönte, herrschte tiefes Schweigen. Dagegen ward dem Redacteur der „Bozner Zeitung“ Dr. Weller, der daselbst die erste Lanze für eine vermehrte Vertretung des Bürger- und Bauernstandes einlegte, von den Bürgern unter wiederholtem vielstimmigem Hoch ein Fackelzug gebracht und das deutsche Lied gesungen, was den Erzherzog-Statthalter bewog, für Bozen ein Polizeicommissariat zu stiften.

Die Pfaffen schalten als „Freimaurer“ alle Jene, die sich nicht beugten vor den steinernen Tafeln der alten tiroler Bundeslade, und siehe da, es stand nicht lange an, daß sie ihren frechen Schimpf auch auf Denjenigen übertrugen, von dessen Willens- und Thatkraft jeder Ehrenmann in Oestreich die Rettung

des Staates hoffte. Am 24. December v. J. erließ der neue Staatsminister Schmerling sein bekanntes Programm, und schon am 7. Januar d. J. begannen unsere Pfaffen im Vereine mit einigen Junkern, die über die getäuschte Hoffnung auf Rothfrack und Orden ergrimmt waren, zu Berg und Thal insgeheim Unterschriften für eine Adresse an den Kaiser zu erlisten, die dem Minister wegen der Auflaffung des ständischen Princips schweres „Unrecht“, und Ansteckung mit dem „Pesthauch einer schlechten Zeit“ vorwarf. Der Fürstbischof von Brigen sandte sie an seine Dekane und Pfarrer, das ganze schwarze Chor war auf den Beinen, um von den einfältigen Bauern, welche ihre Verschreibung für das alte Sklavenjoch entweder gar nicht lesen durften, oder nicht verstanden, Unterschrift und Gemeindefiegel zu entlocken. Ueber 200 Gemeindevorstände wurden zur Unterzeichnung des blöden Machwerks durch das Vorgeben verleitet, es gelte nur eine Erklärung, daß sie „katholisch bleiben, und nicht lutherisch werden wollen“, oder wie man Anderen bedeutete, einen Protest gegen die Ausraubung der Klöster. Der nächste Zweck, die Umhängung des alten ständischen Maulkorbs, ward sorglich vertuscht. Der größere Theil des Adels, der den Fallstrick erkannte, bloß die Immatriculirten, etwa 137 an der Zahl und meistens ausgezeichnet durch angestammte Geistes-einfalt, durch 14 aus ihrer Mitte auf dem Landtag vertreten zu lassen, enthielt sich der Unterschrift, nur die Giovanelli's, die für die Urheber des bäuerlich trohigen Actenstückes gehalten werden, drängten zum Kreuzzug, und einer ihrer Sancho Pansa's vertheilte in betrefftem Wams Guldenzettel für die Unterschriften dürftiger Ehrenmänner. Selbst in dem Kreise der Auserlesenen, die der Erzherzog um sich versammelt, wurde die Adresse herumgeboten, sein eigener Obersthofmeister betrieb das noble Geschäft. Daß der Erzherzog-Statthalter wußte, was unter seinen Augen vorging, daß der Mann seines unbedingten Vertrauens, der Bischof von Brigen, sich zum bestgemeinten Werke seine Zustimmung erbat und erhielt, darf wol kaum bezweifelt werden. Der Minister beschwerte sich während der Anwesenheit des Erzherzogs in Wien darüber persönlich bei ihm, und als dieser durch die Verweisung auf die einem kaiserlichen Prinzen gebührende Achtung der unliebsamen Interpellation ausweichen zu können glaubte, erinnerte ihn Schmerling, daß er nicht zu diesem, sondern zum Statthalter von Tirol spreche, der die Absichten und Pläne der Regierung nicht durchkreuzen dürfe.

Noch vor und während dieser Ränke begannen die Gemeindevahlen. In Innsbruck gingen sie in auffallender Eile vor, so daß es schien, als hätte den Wählern vor dem Einfluß des Erzherzogs gebangt, der auch schon damals auf kurze Zeit in Wien verweilte. Sie konnten es aber nicht verhindern, daß durch den regen Glaubenseifer des Professor Greuter, der die Affilürten des katholischen Vereins „an das Kreuz des heiligen Gehorsams

nagelte“, einige derselben, namentlich der um die katholische Literatur Tirol's hochverdiente Stadtpfarrer Kometer, dem Gemeindevausschuß beigelegt wurden. Die meisten Gewählten zählten sich zu den Liberalen, ein Ruhm, den sich auch der Bürgermeister Carl Adam und sein Stellvertreter Martin Mayr nicht nehmen lassen. Die Erklärung des Protestanten Wilhelm zum ersten Magistratsrath begeisterte die Klerikalen als eine Demonstration gegen die Glaubenseinheit, da sie am wackeren Manne nichts als die Verschiedenheit seiner religiösen Ueberzeugung auszustellen vermochten. In Meran errang die liberale Partei den Sieg rein und vollständig, in Bozen mit sehr überwiegender Mehrheit, doch dürfte in diesen beiden Städten die Mißwirthschaft des früheren Magistrats und manche Familieneifersucht ein nicht unbeträchtliches Contingent von Bundesstruppen gestellt haben. Auf dem Lande erhielten meist die Klerikalen die Oberhand.

Bald darauf folgten nach dem Erscheinen des Patents vom 26. Februar und der neuen Landtagsordnungen auch die Landtagswahlen. Es waren hierdurch die früher erlassenen vier Statute aufgehoben, und auch „den getreuen Ständen“ der damit bedachten Provinzen die weitere Entwicklung und Umbildung nach den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart gestattet. Man konnte sich kaum schlagender ausdrücken, denn im Grunde erwiesen sich die neuen Landesvertretungen nur als eine verbesserte und vermehrte Ausgabe der alten. Der tiroler Landtag hatte hiernach aus 68 Mitgliedern zu bestehen, 8 aus dem Klerus mit Einschluß des Rector magnificus der Landesuniversität, also möglicherweise eines der Jesuiten, die dort über Theologie lesen, 10 aus dem großen adeligen Grundbesitze, wobei eine jährliche Steuer von nur 50 Fl. östr. Währ. 220 Edlen aus dem ganzen Lande das Wahlrecht ertheilte, 16 aus den Städten, Märkten und Handelskammern, 34 endlich aus den Landgemeinden und Bauern. Auch in dieser Lebensfrage hatte der Erzherzog-Statthalter durch seine persönliche Vermittlung eine ausnahmsweise Begünstigung des Klerus vor anderen Provinzen durchgesetzt. Während nämlich in allen Landesordnungen nur die Bischöfe und der Rector magnificus den Klerus und die Wissenschaft vertraten, erhielten hier nach gutem alten Brauch noch zehn Aebte und Pröbste nebst dem Landescomthur des deutschen Ordens vier Stimmen, das schon gedruckte Statut mußte wegen dieser unausweichlichen Verbesserung umgedruckt werden, und erschien deshalb um einen Tag später als die übrigen. Außer diesem Zeichen besonderer Gunst erhielt noch der Fürstbischof von Brixen vom Erzherzog-Statthalter insgeheim eine Aufforderung möglichst dahin zu wirken, daß keine Männer der Opposition in den Landtag kommen. Um dieser zu entsprechen und nebenbei in allen die Interessen des Klerus etwa berührenden Fragen (und wo fehlten solche?) eines günstigen Erfolges gewiß zu sein, konnte man wol nichts Besseres

thun als wieder die Fahne des Propheten aufzuhissen und „die Religion in Gefahr zu erklären“. Allenthalben wurde von den Kanzeln gepredigt „die Freimaurer“ seien wieder oben an, der Staatsminister selbst wurde als Mitglied ihrer Loge bezeichnet, und dem gläubigen Volke auf die Seele gebunden, keinen Landtagsabgeordneten zu wählen, der zu Gunsten der Protestanten stimmt. „Wer dawider handelt“ polterten die Zeloten „wird es noch auf dem Sterbebette bereuen!“ Nicht nur von der Kanzel und im Beichtstuhle, auch von Haus zu Haus warb man mit diesem Kunstgriff gottergebene Männer, die den Fürstbischof auf dem Landtag mit einer Scharwache von Automaten umgeben sollten. In Inns zug man in der Verwirrung der Angst auch vierzehn Weiber zur Wahl, um einen Mann der ruhigsten Mitte zu verdrängen; in Landeck gaben Empfehlungen des Professor Greuter und Bischofs von Brigen den Ausschlag für den ehemaligen Statthalter von Oberösterreich Dr. Alois Fischer, einen Neubekehrten: er sei der Einzige, der die Protestantenfrage vom juridischen Standpunkt beleuchten könne; in Meran gewannen ein paar hirnverbraunte Junker durch List und gute Zeche die Oberhand für ihren Helden, der offen erklärte, der Rosenkranz gehe ihm über alle Vernunft. In Innsbruck und Bozen mußte der Klerus im schlaunen Bunde mit den Beamten die Candidaten der letzteren vorzuschieben, in ersterer Stadt einen Söldling der Camarilla, den Hofrath und Oberstaatsanwalt Dr. Haslwanger, den wackern Helfershelfer im Jahr 1848, doch wurde der bei dieser Abstimmung auf Commando hinausgedrängte Martin Mayr noch am selben Abend von der Innsbrucker Handelskammer gewählt. Der Adel hielt sich wackerer, als man ihm zugetraut, doch war es wol nebenbei das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit dem blauen Blute der Immatriculirten, das ihn spornte. Aus Wälschtirol, dem fast die Hälfte seiner Wähler angehörten, wagten nur sechs und auch diese bloß durch Mandat ihr Recht auszuüben, so dräuend schienen ihnen die garibaldischen Dolche. Man hatte sie allesammt, Deutsche und Wälsche, nach Innsbruck geladen, als ob es sich vor Allen bei ihnen darum handelte, höheren Winkes gewärtig zu sein; doch als der Erzherzog-Statthalter den Versammelten seinen Wunsch ausdrücken ließ, den in Folge des Goluchowsky'schen Statuts ernannten Landeshauptmann Leopold Grafen von Wolfenstein, der in Folge der neuen Wahlordnung sein Amt niedergelegt hatte, durch Zuruf zu wählen, hielt die Mehrzahl der Edlen eine solche Zumuthung mit der neuen Freiheit nicht verträglich. Vielmehr gingen durch unbedingte Stimmenmehrheit vier andere Namen aus der Urne hervor. Als diese Sr. kaiserlichen Hoheit bekannt wurden, erhielt die Versammlung eine neue Botschaft, die ihr das Bedauern des Erzherzogs über diesen Vorgang ausdrückte. Trotzdem kam der gedachte Graf auch bei den nachfolgenden sechs Wahlen nicht zum Zuge. Die sich unabhängig fühlende starke Majorität hielt sogar am Grund-

sage fest, Jeden auszuschließen, der bei Abfassung oder Verbreitung der oben erwähnten Adresse theilhaftig war, sie unterschrieben oder auch nur für sie gewirkt hatte. Leider rechtfertigten die ihres offenen Muthes halber Geehrten nicht das Vertrauen in ihren Freisinn, wo es am meisten galt, ihn zu beweisen.

Daß die Protestantenfrage die Hauptangelegenheit des tiroler Landtages bilden werde, hatte man schon lange und laut genug verkündet. Schon in der ersten Sitzung als Antwort auf die Antrittsrede des vom Kaiser ernannten Landeshauptmanns, des k. k. Oberlandesgerichtsrathes v. Klebelsberg, der die Reichseinheit zur Wahrung der Machtstellung des Kaiserstaates scharf betonte, antwortete Dr. Fischer mit einer Verwahrung für die katholische Sitte Tirols, die noch keiner ungestraft verlegt, weder sein eigener Kaiser Joseph der Zweite noch der bayerische Minister Montgelas, wobei er auf Schmerling anspielte. Einige Tage nachher brachten die Zeitungen telegraphische Auszüge aus dem österreichischen Protestantengesetz vom 8. April. Nun war das sieberhafte Angestüm des Fürstbischofs von Brixen nicht mehr zu halten. Noch ehe die amtliche Wiener Zeitung den ganzen Wortlaut des Gesetzes, das, wie er später andeutete, Tirol „entkatholisiren“ würde, veröffentlicht hatte, brachte er den Antrag ein, den Protestanten durch ein Gesetz die öffentliche Religionsübung und Bildung von Gemeinden in Tirol schlechtweg zu untersagen, auch ihre Fähigkeit zum Erwerb unbeweglichen Vermögens sollte vom Antrag des Landtages und der Bewilligung des Kaisers abhängen. Dies hieß der duldsame Mann „beschränkte Toleranz“. Schon Tags darauf erklärte er, durch das neue Gesetz sei die Spannung und Aufregung im Lande so gewachsen, daß er dem zur Berichterstattung gewählten Ausschuß nur mehr zwei Tage zur Vollendung seiner Arbeit gönnen könne. Durch diesen Hilferuf theilte sich seinen Satelliten ein elektrischer Schlag mit, der wie ein geheimer Zug zum Beitritt durch ihre Glieder zuckte. Der Landeshauptmannstellvertreter Carl v. Zallinger schrie: „Das Gesetz vom 8. April sei eine Bresche in den Constitutionalismus!“ Joseph Dietl: „ein Schmerzensschrei werde im ganzen Lande hervorgebracht, der alle Aufrufe zur Landesvertheidigung unhörbar machen werde.“ Nichte legte „einige hundert Adressbogen mit Tausenden von Unterschriften bedeckt“ auf den Tisch des Hauses und klagte erbittert: „Wenn die Glaubenseinheit in Tirol zu Grabe geht, ist dieses biedere treue Land für sich selbst und für seinen lieben Kaiser verloren.“ Der Fürstbischof von Trient meinte dagegen: „Ich fürchte nicht so sehr die Protestanten von Deutschland als von Piemont. Diese gehen Schritt für Schritt mit der Revolution; sie sind Kinder der Revolution, und bringen, wo sie hinkommen, die Revolution.“ Solche Berserkerwuth brachte selbst den Berichtstatter, den frommen Hofrath Haslwanger fast zur Verzweiflung. „Wir werden heute arbeiten,“ rang er,

„wir werden morgen arbeiten, aber ich bin überzeugt, daß wir bis morgen Abends kein Endresultat haben werden. Ueberladen Sie uns nicht, und schenken Sie uns noch einen Tag!“ Und siehe da, der heidenfeindliche Nachfolger des h. Cassian auf dem Bischofstuhle zu Brixen begann im Geiste vorauszu sehen, daß „diese Verhandlung eine bedeutende Beruhigung in die aufgeregte Stimmung bringen werde“, und gewährte einen Tag Aufschub.

Dr. Haslwanter berichtete wie weiland Cumäos, der männerbeherrschende Sauhirt, *μάλ' ἀργέως* (ganz nach der Wahrheit.) Es hielt allerdings schwer mit allen Bundes- und Staatsgesetzen aufzuräumen, die für die Gleichberechtigung der Protestanten auch in Tirol sprechen. Erstere, die deutsche Bundesacte nämlich und die späteren Beschlüsse der Bundesversammlung, wurden mit echt österreichischer Loyalität beseitigt. Der Artikel VII der ersteren, behauptete der k. k. Hofrath, habe jedem deutschen Staat die freie Verfügung vorbehalten, wo es auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankomme, desgleichen sei im 34. Sitzungsprotokoll vom 12. Juni 1817 die volle Souveränität der einzelnen Bundesstaaten gewährt und jede Einmischung der Bundesversammlung in die inneren administrativen Verhältnisse außerhalb der Grenzen ihrer Competenz erklärt worden. Daraus folge sonnenklar, daß Oestreich an die Gesetze der deutschen Bundesacte nicht gebunden, und „die Anwendung der allgemeinen Anordnungen (der Art. 16, 18 und 19) auf die einzelnen Fälle der Regierung allein überlassen bleibe.“ Niemand werde eine Publication der deutschen Bundesacte in den österreichischen Gesetzsammlungen finden, selbst der Art. 18 litt. a., auf Grund dessen das auch in Tirol veröffentlichte Hofkanzleidecret vom 14. April 1825 den Erwerb von Grundeigenthum in Oestreich allen Unterthanen der deutschen Bundesstaaten „ohne alle Erschwerung“ zu gestatten befiehlt, sei hierdurch keineswegs kundgemacht worden. Ueber die einheimischen Gesetze kam er eben so leicht weg; sie galten für den ganzen Kaiserstaat, Tirol ausgenommen. Das kaiserliche Patent vom 31. Dec. 1851 habe die früheren Grundrechte aufgehoben, und erklärt, selbe durch eigene Gesetze zu regeln; der hierbei den gesetzlich anerkannten Kirchen betreffs des Rechtes der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung neuerdings zugesicherte Schutz wurde absichtlich verschwiegen. Solche „eigene Gesetze“ enthielten für die Israeliten der Erlass vom 2. October 1853, für die Protestanten aber, die den Consistorien in Wien unterstehen, die a. h. Entschliebung vom 1. Sept. 1859, gleich darauf habe auch rückichtlich der Ansässigmachung von Nichtkatholiken in Tirol das (schon oben angeführte) Handbillet vom 7. Sept. 1859 dasjenige eingeleitet, was anerkannten Bedürfnissen entsprechen. Durch dieses Rescript werde die Competenz des Landtags nicht nur wegen der darin ausdrücklich erwähnten „Ansässigmachung“ sondern in allen Punkten des fürstbischöflichen Antrags, also auch wegen ihrer freien Religions-

1881 II 11049/10

übung in Tirol begründet, denn selbst die neue Landesordnung räume ihm das Recht ein zu Gesetzworschlägen in Kirchenangelegenheiten und den ihm durch besondere Verfügungen zugewiesenen Gegenständen. Dem Reichsrath stehe in dieser reinen Landesangelegenheit keine Einsprache zu, die Beschlusfassung darüber bedürfe einzig und allein der Sanction des Kaisers. Hierbei wurde noch ausgeführt, daß das Octoberdiplom und die Februarverfassung, welche Gegenstände allgemeiner Gesetzgebung dem Reichsrathe vorbehalten, die specielle Zuweisung der Protestantenfrage in Tirol an den Landtag zu Innsbruck nicht aufgehoben haben. Auch das Protestantengesetz vom 8. April, obschon ausdrücklich auch für Tirol erlassen, wurde einfach durch die Bemerkung beseitigt, daß es „das Bestehen protestantischer Gemeinden voraussetze, was in Tirol nicht der Fall sei.“ Das Alpha und Omega der ganzen Dialektik war also das Handbillet vom 7. Sept. 1859, ein Stück Diplomatie der alten Schule, deren jesuitische Taktik man seit dem Betreten constitutioneller Bahnen völlig beseitigt glaubte. Der Redner schloß mit der unverholenen Mahnung an den Kaiser, daß er nur durch Gewährung der Bitten des Landtags den gesunkenen Muth heben, und die Reihen der Schützen wieder füllen werde, wie denn auch der für Tirol unvergeßliche Erzherzog Johann in der gleichen Bedrängniß des Jahres 1848 zur Erkenntniß kam, daß im unerschütterlichen Festhalten an der Religion der Väter „der geheime Zauber liegt, der Fürst und Volk in diesem Lande mit so festen Banden aneinander knüpft.“

Gleich nachher ergriff der Fürstbischof von Brixen das Wort. Als simpler Professor hatte er am 25. August 1848 im deutschen Parlament erklärt: „Es fällt mir gar nicht ein, das Princip der Cultusfreiheit bestreiten zu wollen. Ich sehe wol ein, daß das Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit eine politische Nothwendigkeit für Deutschland ist.“ Er bat damals nur „daß bei Einführung dieses Gesetzes in Tirol den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes schonende Rücksicht getragen werde.“ Auf den Zuruf mehrerer Stimmen „was dies heiße,“ erklärte er: „Wir verlangen nichts Anderes, als nur dieses, daß einerseits dem Lande Zeit gegeben werde, sich über seine neue Stellung zu orientiren, und andererseits, daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen dieses Landes doch auch einige Schonung stattfinden möge.“ Seither war über ihn als Bischof eine bessere Erleuchtung gekommen. Im geraden Widerspruche mit seiner Ansicht in der Paulskirche, wo er keinen aufgeregten Pöbel, keine Baffermannschen Gestalten im schwarzen Talar auf der Gallerie hinter sich hatte, stellte er jetzt folgenden Grundsatz auf: „die Toleranz Andersgläubiger in einem Lande ist nur dort zulässig, wo sie durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt ist,“ folgte dann die Ausführung, daß die ganze Geschichte Tirols, seine Gefühle für die Dynastie Habsburgs, dessen Sprößlinge stets die

mächtigsten Beschützer seiner katholischen Religion gewesen, die Vaterlands-
 liebe und Zufriedenheit nur in der Glaubenseinheit wurzeln. Trotz diesem
 angeborenen und treu bewahrten Abscheu vor den Anhängern der Irrlehre sei
 das tirolische Volk wahrhaft tolerant, wie sich aus der Verpflegung kranker
 protestantischer Soldaten im Jahre 1859 und den Versuchen zur Lebensrettung
 protestantischer Touristen hie und da auf den Gletschern zeige. In Deutsch-
 land verfare man umgekehrt, dem Herrn von Kettenburg habe man selbst
 den jesuitischen Hausgottesdienst untersagt, im „dänischen Holstein“ die Katho-
 liken dem Parochialzwang protestantischer Pastoren unterworfen, in Thüringen
 und Sachsen-Weimar katholische Priester durch Strafgesetze zur Leistung des
 Staatsdienereides genöthigt, die ärgerlichen Concordatsstürme in Baden und
 Württemberg seien bekannt. Um auch Preußens nicht zu vergessen, stellte er
 der östreichischen Verletzung des Art. 16 der deutschen Bundesacte jene des
 Art. 11 durch eine „deutsche Großmacht“ entgegen, „die sich vor 2 Jahren
 nicht gescheut, öffentlich zu erklären, sie lasse sich, wenn es sich um die Frage
 der Bundeshilfe handle, nicht majorisiren.“ Fast schien es, als ob der duld-
 same Mann jetzt dafür Rache nehmen wollte, daß auch er vor 13 Jahren von
 deutschen Männern, freilich auch Katholiken, in der Frage über Cultusfreiheit ma-
 jorisiert wurde. Auf solchem Wege gelangte er zur Rechtfertigung seines Antrags
 auf beschränkte Toleranz, worunter er die Ausschließung jeder öffentlichen
 Religionsübung so wie der Bildung protestantischer Gemeinden und ein Dis-
 pensationsrecht des Landtags zum Erwerb unbeweglicher Güter in „Aus-
 nahmsfällen“ verstand.

Man hätte glauben sollen, ein solcher Antrag mußte unter verständigen
 und halbwegs gebildeten Menschen einen Schrei des Unwillens, einen gerechten
 Zorn über die Verletzung christlicher und nationaler Gefühle hervorrufen, doch
 unsere sogenannten Liberalen bis in den Mund hinein bleich über die ihnen
 so gräßlich geschilderte „fieberhafte Aufregung“ des Volkes hatten nichts Eil-
 igeres zu thun, als vor Allen ein feierliches Bekenntniß ihres Katholicismus und
 ihrer tiefsten Ueberzeugung von dem hohen Gut der Glaubenseinheit abzulegen.
 Einer von ihnen meinte selbst die Bethuerung nicht sparen zu dürfen, daß
 er „auch als Christ sterben wolle.“ Wie auf Eierschalen trippelnd erinnerte
 der eine (Dr. Presschner) nur ganz obenhin an die deutsche Bundesacte, die
 Beziehungen zu Deutschland und die allgemeinen Reichsgesetze, der andere,
 (Martin Mayr) glaubte die Wahrheit bloß durch ein Bild andeuten zu dürfen,
 und gab zu bedenken, der katholische Glaube in Tirol sei doch „kein Treibhaus-
 blümchen, das man sorgfältig vor jedem protestantischen Lüftchen hüten müsse,
 sondern in Wahrheit ein starker, weithin schattender Baum, der seine Wurzeln
 tief und unausrottbar eingeschlagen hat in den Felsenboden unseres Landes!“
 Der Vertreter der Bozener Handelskammer v. Puzer verlas seine Rede, wol

nur wegen der Gefahr, die jedes schiefe Wort in so heikeliger Frage bringen konnte, und begann zu erzählen, daß er nicht nur aus einer katholischen, sondern auch aus einer frommen Familie stamme, seiner Mutter Wablspruch sei gewesen: „Bete und arbeite“, das für die katholische Religion gedeibliche Wirken seines Vaters, der eine große Stiftung zu frommen Zwecken errichtet, lebe noch im Andenken Vieler, er selber sei von katholischen Priestern erzogen und zähle zwei derselben zu seinen Vertrauten und Freunden. Auch habe er, ehe er diese Zeilen geschrieben, den Himmel gebeten, ihn ja vor den Pfaden des Irrthums zu bewahren. Trotz alledem müsse er die eingeschlagenen Wege beklagen, namentlich die von einigen Notabilitäten versuchte Verwechslung der religiösen Frage mit weltlichen Dingen, den blinden Feuereifer der Kanzelredner, welche die gebildeten Klassen beim gemeinen Manne verdächtigten, endlich die aufregende Sprache der Landesblätter, „die, von Parteisucht gespornt, aus Drohungen ein Gewerbe, aus Haß und Zwietracht die Saat ihrer traurigen Ernte machen.“ Nicht Aufgabe der Abgeordneten sei es, „den Wünschen ihrer Wähler vor dem Areopag des Landes Ausdruck zu geben,“ sondern die Pflichten des Landes dem großen Gesamtstaate gegenüber zu erwägen, „nicht blindlings einzugreifen in die Geschicke unseres großen Vaterlandes,“ — „Oestreich dürfe in seiner gegenwärtigen Lage die Sympathien unserer deutschen Brüder nicht verschmerzen,“ man solle der Regierung im gegenwärtigen Augenblicke keine neuen Schwierigkeiten bereiten. Die „Opportunitätsfrage“ in dieser Angelegenheit sei dem weisen Ermessen des Kaisers anheim zu stellen. Wir wissen nicht, ob der Redner den Aufschub im Ernste anstrebte, oder bei sich dachte: Zeit gewonnen, alles gewonnen! Er kam auf diesem Wege zum Antrag: „Unbeschadet der in Tirol herrschenden deutschen Sympathien die Erhaltung der katholischen Glaubenseinheit als Wunsch des Landes zu erklären, und an den Kaiser die Bitte zu stellen, im Vereine mit dem Reichsrath diesem Wunsche Erfüllung zu gewähren, sobald das Wohl des Kaiserstaates es gestattet.“ Wer in aller Welt dächte daran, daß ein freier Mann diese Worte über seine Lippen gleiten ließe? Und dennoch, unseren Liberalen gefiel der Ausweg so sehr, daß sie sich dem Antrag angeschlossen. v. Puzer selbst fand es aber nicht einmal gerathen sich an der Abstimmung zu betheiligen, und so kam es denn, daß gegen den fürstbischöflichen Protest betreffs der öffentlichen Religionsübung der Protestanten und ihrer Bildung von Gemeinden nur drei, gegen ihre bloß dispensweise Befähigung zu Güterankäufen 9 Stimmen unter 49 sich erhoben. Die Partei, die früher mit den Fäusten gedroht und von blutigem Kampf gesprochen, feierte nach dem Schluß des Landtags diesen Sieg durch Aussetzung des hochwürdigen Gutes (des Sacramentes) zum Danke für dies Licht von oben und Freudenfeuer auf den Gebirgen, deren Bedeutung die Verschworenen, die sie insgemein veranstalteten, erst nach der Hand kund gaben. Nach einer

Erklärung im „Tiroler Boten“ sollten sie auch „als bedeutsame Wahrzeichen gegen die Versuche fremder Einmengerei in's religiöse Leben des Volkes“ gelten.

Der Rest der Verhandlungen des Landtags nach Entscheidung dieser Lebensfrage verlief sich wie spurlos in den Sand. Die Wälschtiroler forderten Gewährung eines eigenen Landtags mit bloßer Entsendung von Abgeordneten aus seiner Mitte an den Innsbrucker zur Beschlussfassung in gewissen gemeinsamen Angelegenheiten, wie jüngst einmal die Ungarn bezüglich ihrer Betheiligung am Reichsrath vorschlugen. Der Fürstbischof von Trient verglich die Tiroler beider Zungen mit zwei Nachtigallen, die in einen und denselben Käfig gesperrt sich die Federn ausreißen, abgefordert hingegen sich gegenseitig zum Singen herausforderten. Er gestand letztlich, daß ihm, wenn die Bitte abgeschlagen würde, vor der Rückkehr „in die Mitte eines revolutionären Volkes“ bange. Obschon sich Klerus und Bürokratie vor dem verdächtigen Liberalismus der Wälschtiroler hätten scheuen sollen, folgten die Schaafse doch auch dermal dem Rufe der Hirten, man ging über ihren unzeitigen Antrag zur motivirten Tagesordnung über. Dem Zwang zur Landesvertheidigung, eigentlich der Einreihung der waffenfähigen Männer vom 18. bis zum 45. Jahre in Schützencompagnien durch das Loos wie beim Militär, hatte man sich bedingnißweise schon bei der Protestantenfrage unterworfen, denn durch die Drohung keine Schützen mehr zu stellen, wenn die Sanction des Gesetzes über die Ausschließung der Protestanten verweigert würde, war im bejahenden Falle schon im Voraus die Opferwilligkeit erklärt. Der Klerus hatte dabei noch das besondere Interesse der Abwehr der neuerungsfüchtigen Piemontesen. Man entschied sich mit 48 Stimmen gegen 1 für die provisorische Aufrechthaltung der Landesvertheidigungsordnung noch für das laufende Jahr, obschon der Unwille und Zorn darüber in vielen Orten zu bedauerlichen Ausritten geführt hatte.

Der k. k. Landeshauptmann rühmte am Schlusse der Sitzungen der ehrenwerthen Versammlung nach, daß sie „zwei der wichtigsten Angelegenheiten, deren Entscheidung allseits im Lande erwartet wurde, nach der reiflichsten Erörterung zum Abschluß gebracht,“ und der Erzherzog-Statthalter belobte den wackeren, in der höheren Politik geschulten Dr. Haslwanger bei der Audienz der Abgeordneten in folgender Weise: „Ihr mannhafte Wort, das Sie in der Religionsfrage gesprochen haben, hat Mich erfreut, und Ich danke Ihnen dafür. Ihren Vortrag habe ich gelesen, er beruht auf tiefen Studien.“

Der kaiserliche Prinz, dessen Obhut Tirol anvertraut, war also ganz entzückt sowol vom Geiste, worin der Hofrath gesprochen, als auch von seiner Deutung der Gesetze. Daß der Erzherzog-Statthalter nach dem innersten Zuge seines Herzens stets der Glaubenseinheit unbedingt zugethan, die Freundschaft des orthodoxen Klerus über Alles hochgeschätzt, und in diesem auch das

geschickteste Werkzeug erblickt, die Tiroler nach Wunsch zu lenken, daran haben wir nie gezweifelt. Von der Stunde an, als er in's Land kam, bis auf den gegenwärtigen Augenblick wiesen alle seine Reden und Handlungen, die in die Doffentlichkeit gelangten, auf dieses Ziel hin. Wir wollen nicht wiederholen, was wir oben erzählt; Jeder mag es sich selbst zusammenstellen; so viel wird aber Niemand leugnen können, daß ein echt klerikaler Sinn sich bei ihm wie ein rother Faden durch alle Maßnahmen des Uebergangsstadiums aus dem absolutesten Regime in das Verfassungsleben zieht. Wir erlauben uns Angesichts dieses beharrlichen Strebens, wovon der Erzherzog auch nach dem 26. Februar, ja noch vor den Thoren des Reichsrathes nicht abließ, nur eine Frage. Soll dieser Kampf gegen die Freiheit des Geistes auch nach der feierlichen Verkündung der Constitution durch den Mund des Kaisers fortdauern? Wir vernahmen in der Thronrede, daß die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesamtmonarchie führen werde. Soll das Recht freier und öffentlicher Religionsübung, der Bildung von Gemeinden, des Güterankaufs nur in Tirol vom religiösen Bekenntniß abhängen? Es gilt der Welt zu zeigen, sprach der Kaiser, daß kirchliche Verschiedenheiten unter dem vermittelnden Einflusse fortgeschrittener Cultur bei gemeinsamer Billigkeit und versöhnlicher Stimmung überwunden werden. Ist es nur dem tirolischen Klerus erlaubt die Humanität, die auch im Andersgläubigen den Menschen und Christen achtet, als Heidenthum zu brandmarken, den Pöbel auf ruhige, vernünftig denkende Männer zu hegen, und die höchsten Organe der Regierung mit dem Vorwurf des „Pesthauches einer schlechten Zeit“ und der „Bosheit“ zu höhnen? Der Kaiser gelobte in jener großen Stunde die Gesamtverfassung als das unantastbare Fundament seines einigen und untheilbaren Kaiserreichs mit all' seiner Macht zu schützen. Soll es Tirol gestattet sein, aus Vorliebe für die Freiheit zur alten Knechtschaft sich loszureißen vom allgemeinen Gesetze, eine Art theokratischer Republik zu bilden, eine „Bresche in den Constitutionalismus“ und die Einheit des Staates zu schießen, damit auf dieser Insel der Seligen nicht der Kaiser, sondern die katholischen Bischöfe herrschen? Und diese Grundsätze haben nicht nur den Beifall irgend einer Schreiberseele im Solde halbgebildeter und fanatischer Pfaffen, sondern eines Mannes vom höchsten fürstlichen Geblüte, der hier waltet an Kaisers Statt. Hat man der Zweifel, des Mißtrauens und der Spannung noch immer nicht genug, um gerade im Momente, wo der Kaiser nach vieljähriger bitterer Erfahrung im Begriffe stand eine offene und freisinnige Politik zu verheißten, die Rückkehr zu den alten verworfenen Principien als möglich hinzustellen, die uns an den Rand des Uebergangs gebracht? Wenn dies in Tirol geschähe, wäre es doppelt bedauerlich, weil es beweisen würde, daß man sich nur aus Noth, nicht aber aus Ueber-

zeugung von jenen Lieblingsideen losgesagt, und sie wieder ausführen wird, wo und sobald man kann.

In einer solchen Nachgiebigkeit läge aber auch das gerade Gegentheil von dem, womit uns der heilige Eid auf erprobte constitutionelle Formen erfüllen soll, des Gefühles von neu aufblühender Kraft, in ihr läge das Geständniß der Schwäche. Die Dynastie und ihre Organe waren bis zur Stunde nicht Herren, am allerwenigsten, wie man meinte, unbedingte Herren in Tirol. Es herrschte daselbst der Klerus, die Bischöfe und ihre Priester, die Mönche und ihre Betschwestern, was sie wollten geschah. Die Regierung mußte sich erst ihrer Gunst versichern, versprechen zu walten nach ihrem Sinn oder sie schalten zu lassen, um im Frieden Ruhe und Gehorsam, im Kriege Schützenhilfe und Pflege der verwundeten und kranken Soldaten zu gewinnen. Huldigte man nicht den Launen der Isidolater vom kleinsten Opfer bis zur Vergewandung von Millionen, womit sie sich selbst, ihre Tempeldiener und Sippen bereicherten, so drohten sie mit dem Zorn der Gläubigen. Diese Miswirthschaft, dies Verhältniß, das auf ein Haar demjenigen ähnelt, worin man Mexico oder Peru bei seiner Entdeckung fand, soll nun selbst jetzt noch fortgesetzt werden, wo der vernünftige, wenn auch viel kleinere Theil des Volkes (und wo wäre dieser nicht klein gegen die Schaar des Pöbels?) ihrer herzlich satt ist und nach Civilisation und Befreiung von diesem Sklavenjoch verlangt. Scheint es nicht, als ob die Camarilla, die im 19. Jahrhundert noch mit der Politik des 16. auszureichen wähnt, dem tiroler Volke den Rath Hamlets gäbe: *Get thee to a nunnery, — to a nunnery, go!*

Der Prinz mag edel, gut, hochherzig sein, jeder Zoll ein Fürst, fromm, wie es Fürsten selten sind, nur eines ist er leider nicht, ein Feind der Pfaffenherrschaft, und dies ist es, was Tirol Noth thut.

Die Streitkräfte der Vereinigten Staaten.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten ist in vollem Gange. Beide Theile rüsten mit Macht, und wenn wir den Berichten der Tagesblätter glauben dürfen, so werden sich ungeheure Heere gegenüberstehen und unerhörte Blutströme fließen. Man darf nicht mehr zweifeln, daß es dem Nor-